

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 10

Artikel: Das Menschlein Matthias : Roman. Viertes Kapitel, Der Vater
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS MENSCHLEIN MATTHIAS

Roman von Paul Ilg

Verlag Rascher & Cie., Zürich

9. Fortsetzung

Viertes Kapitel

Der Vater

Er galt von jeher als Schrullenkopf, der schon die üppigsten Knollen trieb zu einer Zeit, da gewöhnliche Sterbliche noch kaum einen Schimmer Eigenheit aufbringen. Viele nannten ihn immerhin mit Einschränkung einen Glückspilz, weil er in der besten Zeit des industriellen Aufschwungs zu seinem Beruf und einem Unternehmer kam, der ihm die Stange hielt und den Weg nach Paris, London, Newyork erschloß, wo er seinen Geschmack als Modezeichner ausbilden konnte. Das sagten besonders seine Kollegen, die er alle bald überflügelt hatte. Er dachte ganz anders. Sein Aufkommen schrieb er nur der eigenen Begabung zu, und der klingende Erfolg, so groß er andern Augen schien, dünkte ihn viel zu gering. Nach seinem Ermessens war er von dem durchtriebenen Juden Hirsch in all den Jahren gemeinsamer Arbeit übers Ohr gehauen, ruchlos ausgebeutet worden. Das sagte er jedem, der's hören wollte. Diese Überzeugung hatte Oberholzer besonders in den letzten Jahren gewonnen, in denen des Fabrikherrn Riesengewinnste das Einkommen des Zeichners tief in den Schatten stellten. Das machte diesen giftig, widergesetzlich, trunksüchtig. Wenn er auch zugeben mußte, daß der kleine Hirsch ganz beträchtliche Verdienste an der Erobierung des Weltmarktes hatte, die den seini gen sicher nichts nachgaben, so wies er dafür entrüstet auf dessen Millionen hin, denen er kaum ein Zehntel an Verdienst entgegensezen konnte. Mit seinen fünfzig Jahren war der Dessimatur Oberholzer, dem das Sparen schwer fiel, wahrhaftig immer noch ein Mann ohne nennenswertes Vermögen. Lang schon fühlte er, daß sein Erfindungsgeist nachließ. Von einem Jahr aufs

andere konnte ihm der verschlagene Patron den Stuhl vor die Türe setzen. Was dann? Das Haus zur Bleiche stand auf gutem Grund; der Schatz, den ihm der Zeichner Oberholzer einverlebt hatte, wirkte zweifellos noch lange fort, selbst wenn der Schöpfer ihm den Rücken kehrte. An Hand des vielseitigen Werkes konnten junge Kräfte ihr Talent entfalten.

Zum Überläufer fühlte sich der Fünfziger sowieso schon zu alt. Wo wirkte ihm überhaupt noch ein ersprießliches Wirkungsfeld? Oft schon hatte er sich beim Anblick der Bleiche an die Stirn geschlagen: „Warum war denn von unserer Gattung Leute keiner imstande, dieses Haus aufzurichten? Mußte denn dazu durchaus ein Hebräer herüberkommen?“

Es verhielt sich nun einmal nicht anders. Erst dem Einwanderer Max Hirsch war es gelungen, ein gut Teil der auf eigene Faust schaffenden Fabrikanten unter einen Hut und damit die ganze Industrie in die Höhe zu bringen. Wohl gab es landauf und -ab noch manche Widersacher, die sich dem kühnen Unternehmer aus Hochmut oder Rassenhaß entgegenstellten und versuchten, sich auf herkömmliche Art über Wasser zu halten, indessen auf dem großen Ozean des Welthandels die stolze Fregatte des Juden Hirsch mit reicher Ladung an ihnen vorbeisegelte. Diese Treustädter Handelsleute waren noch viel zu konservativ und verstanden es nicht, den Markt für ihre Erzeugnisse zu schüren. Das Anbahnen ausländischer Beziehungen überließen sie in der Regel den Kaufern oder zugereisten Schriftmachern, denen sie es dafür von Herzen gönnten, wenn die Versuche mißlangen. Wo sich jedoch einer von diesen unverhofft aufschwang, betätigten die Ansassen bald einen wunderbaren Spürsinn, um hinter seine Schliche zu kommen und in gleichen Geschäften durch Ausdauer und Tüchtigkeit zu ersetzen, was ihnen an Genie und Großzügigkeit

abging. Dagegen waren alle Bemühungen, die jüdische Fregatte einzuholen, umsonst gewesen. Hirsch, Herzfeld & Co. hieß es in Paris, London, Newyork, wenn Treustädter Stückereien verlangt wurden, aber die wenigsten Käufer wußten etwas von Wetter und Schieß, Zellweger, Büchi und wie die kleinen Ritter alle hießen. Das war zugleich des Zeichners größter Stolz und Kummer. In den entscheidenden Jahren, wo sein Abgang von der Bleiche wirklich einen Riß machen konnte, war er viel zu sorglos, gernsüchtig, die Teilhaberschaft durchzuführen. Außerdem hatte der Alte es trefflich verstanden, den Meister Übermut im Schach zu halten. So war er nur ein Diener in diesem Hause, dem er vor allen anderen Halt und Gestalt gegeben hatte.

Dieses innere und äußere Missverhältnis bestimmte auch seine bürgerliche Stellung. Er gehörte nicht zum Kreis der angesehenen, einflußreichen Kaufleute, obwohl ihn ihre Tische früher sehr anzogen. Ebenso wenig waren ihm Ehrenämter übertragen, denn es gebrach ihm an echter Würde, Zuverlässigkeit und sozialem Verständnis. Gleichwohl gab es eine Zeit, da die Bürger von Treustadt keinen der ihrigen herzhafter feierten als den Dessinateur Oberholzer. War er doch zweimal als eidgenössischer Schützenkönig heimgekehrt, mit Sang und Klang abgeholt worden. Der König von Italien hatte ihm einst die Hand gedrückt, der General Dufour beim Bankett zugetrunken. Das humoristische Wochenblatt brachte sein Bild mit den Versen:

Dr Oberholzer, Schützenkönig,
Ich gaicht uf alli Kniff und Sprüng,
Er tuuschi mit 'm Kaiser chuum,
Triebt's bunter schier als Seifaschuum,
Moneta sact 'r i wie Chies,
Schleicht Maitle ume z'duzendwiis
Und schüüft is Zentrum alli Rüng,
Dr Oberholzer, Schützenkönig!

Ein Abglanz dieser jubelreichen Tage blieb ihm durch die letzten Jahre des Niedergangs, bis in sein oft anstößiges Sonderlingswesen hinein, erhalten. Da ihn schließlich die Sicherheit der Hand und des Auges verließ, jüngere Meister an die Reihe kamen, ergab er sich um so mehr dem Trunk, Spiel und Fischfang. Ganze Nach-

mittage verhockte er abwechselnd mit einer Sippschaft von Kornhändlern, Weinreisenden, Güterspekulanten im „Treustädter Hof“ und auf dem Wasser, wo er ein schmuckes Fischerboot liegen hatte. Allein seine alten Tage rückten unerbittlich näher mit grauen Gefühlsöden, Alkoholnebeln, Hypochondria, Schreckgesichtern und dem trübseligen Bewußtsein eines übel verwalteten Lebens.

An einem schwülen Julinachmittag warf Oberholzer, ein zügiges Fischwetter witternd, den Stift wieder einmal vorzeitig hin und verließ seinen Käfig, wobei er den großen Manilahut zum Zeichen der Ungebundenheit hochfahrend in den Nacken rückte. Dieses großartige Vorrecht teilte er mit keinem anderen Angestellten der Bleiche: es wies deutlich auf sein Künstlertum, das eben keinerlei Fesseln ertrug, nur in goldener Freiheit gedeihen konnte.

Eine glühende Hitze welle schlug ihm entgegen, als er über den Vorplatz schritt. So machte er zuerst einen Abstecher in den Obstgarten. Es war gerade Kirschenernte, an der sich die ganze Familie des Verwalters beteiligte. Auf dem Rasen standen gefüllte Körbe mit hellen und dunklen Früchten, die, noch mit Laub und Zweigen vermischt, anmutig zum Kosten einluden. Ein Schwarm Kinder stöherte beutegierig unter den Bäumen herum, in denen es merkwürdig knackte und rauschte wie von riesigem Getier.

Der Dessinateur brauchte auch da keine besondere Erlaubnis. Er wurde gleich freundlich willkommen geheißen, des Verwalters Stimme tönte überirdisch, geheimnisvoll aus einem dichtbelaubten Baume: „Nur zugegriffen, Herr Oberholzer, so saftig bekommen Sie sie nirgendwo!“

Dieser bückte sich gelüstig um eine Handvoll knackender Herzäpfel, schmatzte erquickt und zierte mit den Kernen nach den suchenden Kindern. Von diesen hatte sich inzwischen des Pförtners Töchterlein, Anna, zutraulich genähert, das dreiste Mädchen zog einen widerspenstigen Buben nach und rief, als brächte es eine Puppe an: „Das ist der Matthias Böhi. Er will bloß niemand die Hand geben, aber er muß doch!“ Dabei zerrte die Kleine das furchtsame Opfer mit überlegener Kraft herbei.

Die Verwalterin wollte das Pärchen noch schnell auseinanderreiben, davonjagen, aber der Dessinateur ließ es nicht geschehen.

„Wem gehörst du, wo kommst du her?“ fragte er ganz verduzt. Auf seiner Stirn entstanden dicke Wülste, sein Blick durchbohrte den zitternden Knaben.

„Unser Musterfräulein ist doch seine Mutter!“ erwiderte das Mädchen an Stelle des Gefragten, der sprachlos die goldenen Schützentaler auf des Zeichners Weste begaffte.

Die Erwachsenen ließen sich nichts merken. Das Unheil war nun einmal geschehen.

Herr Oberholzer griff desgleichen wieder in die Kirschen, als sei nichts Besonderes vorgefallen. Kam etwa ein höhnisches Richern aus dem Baume? Nun, wenn auch — er kehrte sich nicht daran. Als Matthias, der inzwischen seiner Bezwingerin ledig wurde, ohne weiteren Aufenthalt abschwirren wollte, erwischte der Dessinateur gerade noch dessen Filz, den er sodann bis an den Rand mit Kirschen füllte.

„So ... bring sie deiner Mutter und sag ihr, der Oberholzer habe dann noch ein Hühnchen mit ihr zu rupfen!“ befahl er barsch, wobei er dem Büschlein herrisch ins Haar fuhr, das hoch und goldig stand wie reifer Weizen. Der Blick des mit beiden Händen nach dem vollen Hute langenden Knaben wuchs zaghaft, zweifelnd an dem großen Gönner empor, ein kostliches Geranke von Scheu und Dankbarkeit.

Um nächsten Augenblick war er schon zwischen Busch und Baum verschwunden. Wie wenn er die Kirschen gestohlen hätte.

Der Dessinateur sah ihm halb bewegt, halb ergötz nach, lachte sonderbar trocken, meckernd vor sich hin — dann klautete er ein Fränklein aus der Westentasche, das er dem Mädchen als Entgelt für die geraubten Kirschen, mehr noch für das hübsche Intermezzo zuwarf. Er ging noch eine gute Weile im Garten hin und her, schwatzte herhaft mit alt und jung und vergaß dabei vollkommen, daß er's eigentlich auf Fische abgesehen hatte. Es schwirrte ihm auf einmal allerlei alter Kram durch den Kopf, der ihn unbeschreiblich erheiterte; auch das mannigfache Gewächs und Gewimmel ringsherum tat ihm son-

derlich wohl. Was er nun alles wissen wollte! Aller Art Asts bog er herab, befühlte die Früchte und fragte nach deren Pflege und Reife. So umgänglich hatten die Leute den alten Krächer noch nie befunden. Als er abging, steckte er wahrhaftig eine Moosrosenknope ins Knopfloch.

Jawohl, sehr merkwürdig, auffallend sogar ... Und trotzdem kam er an diesem Abend nicht ebenso munter ins Bett. Der Rausch, dem er schließlich erlag, verwischte die gute Begegnung samt dem Bilde des treuherzigen Knaben Matthias, das ihn von ungefähr an die eigene Kindheit erinnert hatte. Die Trübung mußte wohl daher rühren, daß er sich das Kind in Gottes Namen nicht ohne die Mutter vorstellen konnte. Diese aber wandelte seit Jahren einher wie ein fleischgewordenes Zeugnis seiner Schmach. Sie hatte ihr kurzes Erlebnis mit dem Dessinateur Oberholzer nicht wie andere Bleicherinnen schamhaft zu Tode geschwiegern, ihn vielmehr töricht genug, vor Hinz und Kunz zum Verführer, Verräter gemacht und dann die Folgen hochmütig auf sich genommen. Ja, statt den mit ihm wohl oder übel eingeschlagenen Pfad weiterzuwandeln oder gewissermaßen auf Abschlag einen schlichten Gesellen zu heiraten, tat sie seither gerade so, als ob er sie durch seine Niedertracht zur Tugendhaftigkeit erweckt, ein höheres Wesen aus ihr geschaffen hätte.

Freund und Feind liebten es, ihn mit dem aufrechten Musterfräulein zu uzen, und besonders der alte Kumpan Wankel pflegte gewöhnlich, wenn auf solche Sünden die Rede kam, boshaft zu betonen: „Nur eine hat der alte Dicthäuter nicht verschmerzen und vergessen können ... die schwarze Brigitte ... die macht ihm noch immer zu schaffen!“

Wozu mußte das verteufelte Weib nun den Buben in die Bleiche mitnehmen? War es nicht, um ihn, den abgedankten Liebhaber und Altvater, zu ärgern, lächerlich zu machen? Über diese Frage hatte er das milde Kinderherz vergessen und sich einen Rausch aufgeladen, daß er zentnerschwer in die Federn sank.

Zu einem einigermaßen vernünftigen Entschluß kam er erst am nächsten Morgen. Er bewohnte seit vielen Jahren zwei Zimmer im „Treustädter Hof“, dem besten Gasthof der



Peter Paul Rubens. Selbstbildnis um 1638/40.

Stadt. Da hatte er's bequem, Spiel-, Trink- und Schlafgelegenheit dicht beisammen, die beste Verpflegung und — Nachsicht so viel er eben brauchte. Sein Beutel machte ja manches wieder gut, und Geiz durfte man ihm nicht nachsagen. Die Wohnlichkeit war trotz dem Wirtshauszu-

schnitt recht leidlich, mit Lorbeerkränzen, Pokalen, Gewehren, Pistolen, Photographien und sonstigen Andenken eines Matadors überreich ausstaffiert. Der Blick vom Fenster auf den Hafenplatz bot desgleichen mancherlei Unregung, wenn auch der Lärm zuweilen etwas bunt wurde.

Am diesem Morgen trank er den Kaffee auf dem Balkon, weil er hauptsächlich der frischen Luft bedurfte. Sein Kopf war stur, verstopft, mit Aufruhr geladen. Die Aufwärterin kam und ging auf Zehenspitzen, konnte jedoch den Zorn des Gewaltigen nicht vermeiden und brachte böse Wetterberichte in die Küche. Er hätte gleich ordentlich ins kühle Seetwasser tauchen mögen, allein der Weg zur Badeanstalt schreckte ihn ab. Das leidige Alter! Zudem mußte er erst eine andere, wichtigere Waschung vornehmen.

Um Anfang aller Überlegungen stand der Vor- satz, das unbequeme Söhnlein vorläufig einmal von der Bleiche, dann aber, wenn möglich, auch von Treustadt fernzuhalten. Er hatte keine Lust, zum Gespött der Leute zu werden. Was? Er, der berühmte Eidgenoß, das Original von Treustadt, sollte sich von einem rabiaten Weiblein ins Bockshorn jagen, an den Pranger stellen lassen? Hatte er dann im Geist den Sieg über diese Un- maßung weidlich ausgelostet, so trat immerhin auch eine edlere Regung zutage. Nicht um eine alte Schuld zu tilgen, bewahre, aus reinem Er- barmen mit dem sauberen Sprößling nahm er sich vor, für dessen Aufkommen väterlich zu sor- gen. Dabei wurde ihm ungewohnt warm ums Herz. Zart, duftig, wundersam, gleich einer Blume im Maisonnenschein wuchs diese Men- schenpflicht aus dem Wust seines Junggesellen- tums heraus. Die welken Kränze wurden wieder grün, die Becher seiner Jugendkraft glänzten auf in diesem Lichte, und der störrige Brummschädel fing an zu tauen, als sei ihm ein großes Heil widerfahren. Voz Donner und Doria, es mußte dahinkommen, daß die Treustädter dem alten Oberholzer einen jungen nachwachsen sahen, vor dem sie erst recht die Deckel lüften würden. —

In der reisigen Mittagszeit machte er sich auf, den guten Gedanken gleich ins Werk zu setzen. Er wußte, wo das Musterfräulein wohnte. Ein Fremder, der dem Dessinateur durch die belebten Straßen gefolgt wäre, hätte in ihm sicher einen

Mann von besonderen Würden vermutet, denn er heimste von allen Seiten Grüße ein. Ge- werbs- und Handelsleute unter ihren Laden- türen winkten und riefen ihm spaßhafte Worte zu, die er meist tüchtig gepfeffert zurückgab. Ge- rade auf dem heutigen Wege behagten ihm die vielen Zeichen seiner Volkstümlichkeit. Er merkte nichts davon, daß diese oder jene Ehrbezeugung und Vertraulichkeit mit Spott und Satire ge- tränkt war; auch tat es ihm nicht sonderlich weh, als er sah, wie zum Beispiel der Oberst und Na- tionalrat Gyger seinen Gruß etwas nachlässig, unverbindlich erwiederte. Auf die fünf oder zehn Treustädter Oberbonzen kam es beileibe nicht an. Es mußte auch noch andere Kerle geben als solche Drahtzieher und Paragraphensch... er. Wenn nicht durch Gelehrsamkeit, so ragte der Dessinateur Oberholzer immer noch mit Witz und Humor an diese Herren heran, nicht zu reden vom Verdienst des Selbstdemian, der's ohne Buch- stabenreiterei zu einem Einkommen brachte, um das ihn sogar der Bundespräsident beneiden konnte.

Brigitte Böhi war gerade dabei, zwei unter- wegs erstandene Schnüsel zu panieren und auf dem Spirituskocher zu braten, als sie im Gang einen wuchtigen Schritt, kurz danach auch ein ent- sprechendes Klopfen an ihrer Tür vernahm. Sie rief nicht gleich „herein“, sondern besann sich erst, wer es wohl sein könnte. Dem Besucher dauerte es jedoch zu lange. Unaufgefordert drang er ein, wie einer, der ein altgewohntes Hausrath übt.

„Es stimmt schon. Der Oberholzer ist's! Und zu euch will ich, zu niemand anderem. Grüß Gott beieinander!“ sagte der Ankömmling, der einen rohseidenen Anzug — Rock und Gürtelhose —, dazu ein fleischfarbenes Hemd und weiße Wild- lederschuhe trug, eine Mode, die nicht aus Treu- stadt stammte. In der Hand hielt er einen kost- baren Ebenholzstock mit einem in Elfenbein ge- schnittenen Totenkopf.

(Fortsetzung folgt.)